

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Die erste Ball Einladung.

Skizze von A. v. Cremit.

Herr und Frau B. geben sich die Ehre, Herrn und Frau A. nebst Fräulein Tochter für Montag, den 28. d. M., zum Ball ergebenst einzuladen.

U. A. v. a.
Seit acht Tagen liegt die Einladungskarte auf der Visitenkartenschale im Salon. Erika hat sie wohl ein Duzend Mal schon zur Hand genommen. Da steht es ganz deutlich: „nebst Fräulein Tochter“. Die Einladung zum ersten Ball!

Vor einem Jahre noch in höherer Töchterschulengelahrtheit vergraben gewesen zu sein und jetzt vor dem ersten Ball stehend! Erika erlappte sich bei dem Gedanken, ob das eigentlich nicht ein ähntlich wichtiger Moment sei wie die Konfirmation. Sie verschuchte ihn aber. Er war zweifellos ohne Furcht. Aber bedeutungsvoll genug ist jedenfalls das Ereignis. Wird man doch als ganz komplette, vollständig erst zu nehmende Dame in die Gesellschaft eingeführt, wird „vorgestellt“ werden, den ganzen Winter über „ausgehen“ oder „ausgeführt“ werden. An Gelegenheiten zu ungeachteten Genüssen, zu „raufenden“ Amüsieren wird es nicht fehlen. Die Fensterpromenaden der Primaner, links das „Dedeln“ und „Bouffieren“ gehört definitiv dem tempo passato an; die wirkliche gesellschaftliche Welt mit ihrem Zauber, ihren Erfolgen, mit den erträumten „Firtis“ öffnet jetzt ihre Pforten. Das ganze Leben bekommt eine andere Richtung, sozusagen einen „Schwung“. Von der empfindlichen Stellung des Badefisches ist man plötzlich zum Mittelpunkt des häuslichen Kreises avanciert. Man hat ordentlich Respekt vor sich selbst. Wie der Krieger, der in den Kampf geht.

Nun ist er endlich gekommen, jener heiß ersehnte Ballabend!
Das Mädchen merkt, daß der Wagen vorgefahren sei, und blüht mit einem Anflug von Stolz auf „unser Fräulein“. Im ganzen Hause, d. h. in den drei Stockwerken und im Parterre, hat ihr redseliger Mund den dienbaren Geistes schon seit längerem verblüdet, daß „unser Fräulein“ den ersten Ball besuche, daß „unser Fräulein“ sich sogar herabgelassen habe, sie, das Mädchen, zu bestaunen, was sie am liebsten tanze, und daß ihre Antwort: „Schottisch linksrum“ gewesen sei. Was es da wohl Wunder zu nehmen, daß auf jedem Treppenaufgang ein oder zwei neugierige Köpfe an den Türen spähelten, wie die Eingeladene heruntergehen zu sehen?

Bei Herrn A. hätte man eher glauben können, daß er sich zu einem mäßigen Gesprächsgang, zu einem lächerlichen in der Kammer für Straßensachen oder zum letzten Geleite eines Amstokollegen rüste, so bedrücklich sah ihm der hohe Hut und die weiße Kravatte, so föhrend zwängte er seine zur Korpuslen neigenden Finger in die obligaten Ballgamaschen.

Desto entzückender war der Anblick Eritas. Ganz in duftige rosa Wolken gehüllt, stieg sie an Witters Seite vorsichtig in den Wagen, unter dem das Köpfchen verhüllenden weißen Spigenumhang lugten zwei erwartungsvolle dunkle Neugierden hervor, und in den Haaren zitterte ein Sträußchen Heidekraut-Erika! Mit denselben Blümchen war das ganze Kleid verziert und besät.

Nach Auffassung der Garderobe, in der Mutter ordnende Hand dem Faltenwurf von Tüchterns Kleid die letzte Aufmerksamkeit gewollt hat, betritt unsere Ballnixe den großen Salon und sieht sich sofort, nachdem sie die liebendwürdigen Worte des Hauses begrüßt hat, von einem Schwarm junger, in bläuliche, weißliche, gelbliche oder rosa Gewänder gehüllter Damen umringt.

„Mein Gott“, dankt Erika im Stillen, „da ist auch noch die große Thelma und Hedwig und die hagere Irma, von denen schon gelungen und gemunkelt wird: Schier dreißig Jahre bist Du alt! Sämtlich in „Missions-Tüll“!
Während des leichten Geschwitters der um sie lachenden und summenden Mädchenstimmen beobachtet ihre Augen verhalten den Trupp junger Herren, der am anderen Ende des saalartigen Raumes von Minute zu Minute wächst, der sich mehr und mehr dem jungen Damentreife nähert und ihn bald völlig einschließt. Doch schlägt ihr Herz, als ihr Bruder Karl zu ihr tritt mit zwei Herren im Schleppe, von denen der eine sogar die erträumte Uniformform trägt, sie mit dem Anbände eines bei Hofe fungierenden Zeremonienmeisters — sie hätte das dem Wenzel gar nicht zugestanden — ihr vorstellt, und als sie mit leicht zitternder Hand den Herren die Langtaste zum Einzeichnen reicht.

„Darf ich gnäd' Fräulein um die erste Françoise gehorsamt bitten?“ lönt es selbstbewußt unter dem blonden Hüfarenbärtchen hervor, und als sie stumm nickend die Bitte gewährt hat, ehöt der andere:
„Und ich, meine Gnädigste, um den Souperwalzer?“ — So folgt Herr auf Herr, Frage auf Frage, bis sie das Körchen gefüllt hat, bis Extratouren nach Möglichkeit eingeschoben sind und bis sie mit einigem selbstgefälligen Stolz den Nachzügler antworten muß: „Bedauere, habe schon alle Tänze vergeben.“

Sicher, ein „Mauerblümchen“ wird sie nicht. Da naht noch der Sohn des Hauses und stellt ihr einen schlanken, tief brünetten jungen Mann vor: seinen Vetter, der seit kurzem in Staatsdiensten ist.
Der Vorkettele erhält auf diese leise angebrachte Frage die übliche abschlägige Antwort, und der Sohn des Gastes sagt lachend: „Siehst Du, Mar, das geschieht Dir recht, — warum hast Du so lange gewartet, das gnädige Fräulein wird ein Stern unserer Ballsaison, — ich bin froh, daß ich mir den Rotlitz von Seiten reserviert habe. Vielleicht blüht da Dein Weizen...“

Merkwürdig, Erika hat sich in der kurzen Zeit schon so ans Korbaustellen gewöhnt — und jetzt, bei dieser Abgabe tut es ihr doch leid, keinen Tanz mehr übrig zu haben. Ob der traurige verlegene Blick daran schuld ist, mit dem der junge Mann sich zurückzog?

Das Antonieren des Orchesters reißt sie bald aus allen Gedanken. Einzelne Paare gleiten über das blankte Parquet und bald verbeugt sich auch vor ihr eine schwarz befrachte Herrengestalt. „Darf ich bitten?“ Etwas bäuglich ist ihr doch zu Mute, als sie ihren Arm auf seine Schulter legt, durch ihren Kopf huscht das Tempo des Tanzes — mit Bruder Karl hat sie sich gestern nochmals ordentlich eingetanzelt und alle Touren durchgenommen, — dann macht sie den ersten Schritt zum ersten wirklichen Tanz und walzt durch die Reihen dahin.

O, es geht über Erwarten — herrlich, herrlich! Welchen stottern, liebenswürdigen Tänzer sie hat! Sie fühlt, daß er gerne mit ihr tanzt, er lobt sie, er sagt ihr Komplimente über Komplimente. Welch ein himmlisches Vergnügen, — wie ganz, ganz anders als in der Tanzstunde, in der sie immer mit Effe Schönthal als Herr tanzen mußte!
Raum ist der Walzer vorüber, so kommt Mütterchen an, und als sie über der Tochter geräderte Stirn streicht, flüstert diese:
„So schön habe ich es mir lange nicht gedacht; bis in die Engeleit möchte ich walzen und tanzen.“

Eine längere Aussprache ist nicht möglich. Von neuem beginnt die Musik, aus dem Namengetübel der Tanzkarte vermag Erika zwar nicht einen einzigen Namen richtig herauszubuchstabieren, doch was tut es? Der betreffende Tänzer läßt nicht lange auf sich warten, und fort geht es im lustigen Reigen.

Während des an kleinen Tischchen servierten Mahles erklärt Eritas Kavaliere, daß es auch den Herren oft schwer falle, sich die Namen der Damen, besonders wenn man an dem ersten Ballabend der Saison vielen nur flüchtig vorgestellt werde, zu behalten; aus dem Grunde sei es ihm nicht möglich, sich als Wertmal hinter den engagierten Tanz die Toilette der Dame zu bemerken, z. B. blaue Schärpe, Mohndolme und dergleichen. Ob Erika wisse, wie sie von den meisten Tänzern eingeleitet worden sei? — Hebelnd, Heberdstein, — ob ihres Schmutzes am Kleid, den Erika buktelt. — Und als die junge Dame, wie es bei derartigen Eröffnungen sich wohl ziemen mag, tief errötele, fällt ihr Blick auf ein paar große Augen, die mit träumerisch bewunderndem Ernst auf sie gerichtet sind. Wie ein erlappter Dieb schlägt jener schüchternen Wangen Mann, der Neffe des Hausherrn, dem sie vorhin keinen Tanz mehr geben konnte, vor dem raschen Aufschlagen ihrer blühenden Augen die feinen nieder.

Merkwürdig, — ein ganzes Weilen dauert es, bis Erika nicht mehr an diesen Blick denken muß!
Während des an überraschenden Touren und den absonderlichsten Variationen einfach „grohartigen“ Rotations war es dem „Vetter Max“ endlich gelungen, unter Lieberzeugung eines „entzückenden“ Sträußchens mit Erika tanzen zu können. Er sprach wenig, aber gewandt, sinnvoll, klug, anders als die anderen. Man fühlte sich so sicher geborgen in seinem Arm. Später hatte er sich auch bei der Mama vorstellen lassen, und Erika empfand aufrichtige Freude, als ihn diese zu einem Besuch aufforderte.

Fast schien es dem Mädchen, als habe sie ihr Herz bei einer schnelleren Gangart, einem heftigen Pulsieren ertappt.

Mit den feierlich altmodischen Klängen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm“, endete in früher Morgenstunde das gelungene Fest. Noch glühend vor Aufregung und innerem Entzücken wird Erika in den Wagen gepackt und erzählt der andächtig lachenden Mutter — Papa hält in der anderen Wagenecke bereits ein geräuschvolles Geklächel — von den empfangenen Eindrücken, von den Tänzern, von dem Erlebten, von all der empfundenen Freude.

Merkwürdig — nur von „Vetter Max“ erwähnt ist sein Wort.
Anderen Tages aber, nachdem sie der Vormittag noch in süßen Träumen gefunden hat, sitzt sie in der Dunkelstunde am Klavier. Sie singt ihr Lieblingslied, „Das Heidelein“, „Wär ich geblieben doch auf meiner Heiden, Da hält' ich nichts gemußt von all dem Leiden, Wär' ich, ach Liebster, doch — wär' ich geblieben, Da hält' ich nichts gemußt von all dem Lieben.“

Rüthchen behauptete in der Küche, „unser Fräulein“ hätte noch nie so „herzerreißend“ schön gesungen.
Im nächsten Wonnemond aber, als nach einer glänzenden Ballsaison das von Papa bewilligte Duzend Wälle längst überschritten worden war, als „der Frühling über die Berge steigt“, lesen wir im Anzeiger:

Die Verlobung ihrer Tochter mit Herrn Max Liebenberg, beehren sich anzuzeigen u. s. w.

Eine geheimnisvolle Geschichte.

Von A. Oskar Klausmann.

Otto Bartels hatte sich entschieden etwas „übernommen“. Der Rheinwein, den ihm sein Schwager Paul Marschner vorgesetzt hatte, war auch gar zu prächtig und heimlichlich. Otto Bartels war auch das viele Trinken nicht gewöhnt. Er war ein solider Kaufmann, pünktlich und peinlich in seinem Geschäft und Extravaganzen absolut nicht geneigt. Nun war er auf der Durchreise bei seinem Schwager Paul Marschner in der Villa eingeleitet, und war von Paul und dessen Gattin Agathe, die die Schwester der Gattin Bartels war, in außerordentlich liebenswürdiger Weise aufgenommen worden. Man hatte gut gegessen und noch mehr getrunken; dann war man ins Klubieren und Schwagen gekommen. Marschner hatte ununterbrochen die Gläser neu gefüllt und zum Trinken animiert. Kurzum, als Otto Bartels nach dem Siebelgeschloß der Villa ins Schlafzimmer zum Schlafen gebracht wurde, bedurfte er der energischen Unterstützung Pauls, der als Ingenieur und Bauntennehmer über große Körperkräfte verfügte, zumal er bei seiner Ausbildung auch praktisch am Amboss gearbeitet hatte. Außerdem war Paul Marschner von einer unheimlichen Kapazität, soweit es sich um alkoholische Getränke handelte.

Otto Bartels hatte auf dem Wege nach dem Schlafzimmer das Gefühl, daß die Beine, auf denen er lief, nicht seine eigenen, sondern die seines verstorbenen Großvaters seien, und seine Erinnerung reichte eigentlich nur bis zu dem Augenblick, wo er dem Schwager Gute Nacht gesagt und die Schlafkammer durch von innen verschlossen hatte. Dann hatte er sich wohl mechanisch ausgezogen und ins Bett gelegt, auch noch so viel Besinnung gehabt, das elektrische Licht auszudrehen.

An das alles dachte Otto, als er jetzt morgens im Bett lag und sich erst allmählich in der wachen Wirklichkeit zurecht fand. Ein ziemlich hartes Kopfnocken und ein Gefühl, als befände sich in seinem Kopfe ein wülstiger Bauplatz oder eine Müllablagungsstelle, zwangen die Gedanken, über allerlei Hindernisse zu vollziehen. Otto Bartels ahnte es: er ging schweren Stunden entgegen; jener greuliche Krankheitszustand, den man mit Kaugenjammer bezeichnet, würde ihn anfallen, sobald er das Bett verlassen hatte. Aber es half nichts; Otto mußte aus den warmen Federn, trotzdem es draußen höchstwahrscheinlich eiskalt war; denn die Fensterhebeln waren dicht beschlagen vom Wasserdampf!

Otto erhob sich mit einem Stöhnen, denn als er sich aufrichtete, bemerkte sich das Kopfweh außerordentlich. Mechanisch griff er nach seinem Weinkelid, das er immer auf den Stuhl neben das Bett zu legen pflegte; aber er fand dieses notwendige aller Bekleidungsstücke nicht.
Sollte jemand im Zimmer gewe-

sen sein, um die Hofe zum Reinigen abzuholen? Otto Bartels ging rasch nach der Stubentür und fand, daß diese von innen verschlossen war. Es überkam ihn ein eigentümliches Gefühl, in dessen Mischung die Angst eine ziemliche Rolle spielte. In der Tasche der Hofe befand sich sein Portemonnaie mit ziemlich reichem Inhalt an Goldstücken; denn er wollte am Nachmittag seine Geschäftsreise fortsetzen und erst in drei bis vier Tagen zu Hause wieder eintreffen.

Vor allem sah sich Bartels um, ob das Zimmer etwa einen zweiten heimlichen Eingang, eine Tapelentüre oder etwas Ähnliches habe; aber er fand nichts. Er suchte im Bett, unter dem Bett und im ganzen Zimmer umher. Er überzeugte sich, daß auch die Fenster verschlossen waren, so daß auch von außen niemand hätte einsteigen können, was um so weniger zu vermuten war, als die Giebelstiege im zweiten Stockwerk lag.

Otto Bartels setzte sich schließlich auf das Bett und versuchte in seinem wüsten Gedächtnis die Gedanken zu ordnen. Nach einiger Zeit erhob er sich in einem Anfall von Energie und suchte verzweifelt nach seiner Hofe, ohne sie zu finden. Es blieb nichts übrig, als die Klingel in Bewegung zu setzen, und als das Stubenmädchen hinter der verschlossenen Türe sich meldete, ihr zu sagen, Otto wünschte seinen Schwager dringend zu sprechen.

Paul Marschner erschien und fragte: „Was ist denn los?“
„Meine Hofe ist fort.“
„Nach keine Pisten, Otto! Wo soll deine Hofe hin sein? Hast du die Zimmertür abgeschlossen?“
„Es ist mir ein vollkommenes Rätsel, Paul. Ich habe das Zimmer abgeschlossen, die Hofe, wie immer, hier auf den Stuhl neben das Bett gelegt, und sie ist fort.“

Paul schüttelte den Kopf und half noch einmal das ganze Zimmer auf das genaueste durchsuchen — die Hofe war verschwunden.
Paul Marschner ging nach seiner Wohnung und helle ein Paar Hofen von sich herauf, die Otto vorläufig anziehen mußte. Zwei Menschen gleich sich betanlich niemals; gewöhnlich weist die körperliche Außerlichkeit große Unterschiede auf, und die Länge der Beine Paul Marschners war um zwanzig Zentimeter größer als die der unteren Extremitäten des Gastes. Aber es half nichts; Otto mußte die Hofe anziehen, die ihm eine Ewigkeit zu lang war, mußte dann Toilette machen und nach dem Speisezimmer hinunterkommen, um zu frühstücken. Er machte in den Hofen des Schwagers eine so komische Figur, daß auch Agathe von dem mythenartigen Verschwinden der Hofen des Gastes unterrichtet werden mußte.

Nach holder Frauen Art gab Frau Agathe hundert verschiedene Rat schläge hintereinander, wie man nach der Hofe zu suchen habe. Schade nur, daß man alle diese Rat schläge schon befolgt hatte.
Paul war sehr nachdenklich geworden.

„Ich habe da im Englischen eine merkwürdige Geschichte gelesen“, sagte er, „in der es sich auch um das Verschwinden von Hofen handelt. Die Sache spielt aber in einem verunsicherten Schloß, in dem ein Spulgeist herumging, während unsere Villa doch ganz neu ist und sich Geister bisher hier nie eingefunden haben. In der englischen Geschichte wurde erzählt, wie einem Gast, der in einem Schloße wohnte, aus sorgfältig verschlossenem Schlafzimmer in der ersten Nacht ein Paar Hofen verloren gingen. Das wiederholte sich aber in der zweiten und dritten Nacht. Der Gast hatte drei Paar Hofen mit sich — es soll dies nicht etwa eine Anspielung sein, lieber Otto; ich bin weit entfernt, dir einen Vorwurf zu machen, weil du nur eine Hofe bei dir hast. — Also, es gingen in dem englischen, verunsicherten Schloße in drei Nächten hintereinander dem Gast aus dem verschlossenen Schlafzimmer die Hofen verloren. In der vierten Nacht wachte der Besitzer des Schloßes und sah den Gast mit der Hofe in der Hand aus dem Schlafzimmer gehen, durch die Korridore nach dem Garten wandeln und hier in der Hofe, wo eine Schaufel stand, die Hofe vergraben. Dann ging der Gast wieder nach dem Schlafzimmer zurück. Er war nämlich ein Schlafwandler, der nicht wachte, was er tat. Als man am nächsten Morgen nachgrub, fand man die vier vergrabenen Hofen an einer bestimmten Stelle des Gartens. Hast du vielleicht Schlafwandler, Otto?“

Otto machte ein Gesicht, das keineswegs geistvoll ausah, und entgegnete:
„Ich weiß es nicht, ich habe nie etwas bemerkt.“

Die gute Frau Agathe aber brach in Tränen aus. Es ist doch schließlich keine Kleinigkeit, zu wissen, daß die eigene Schwester mit einem Menschen verheiratet ist, der schlafwandelt und nachts vielleicht auf dem äußersten Firstrand von himmelhohen Gebäuden oder auf Kirchtürmen spaziieren geht. Agathe begann herzzerreißend zu schluchzen, und Paul inquirierte den Schwager weiter:
„Hast du nicht vielleicht eigenartige Träume gehabt?“

„Ich erinnere mich“, sagte Otto, „daß ich nachts am Ufer eines rauschenden Flusses entlang gegangen bin, und daß mir sehr kalt war.“
Paul machte ein bedenkliches Gesicht.

„Der Garten unserer Villa“, erklärte er, „grenzt an einen Fluß, und es war heute Nacht sehr kalt. Vielleicht bist du doch nachts wandert, bist mit deiner Hofe bis an den Fluß gegangen und hast sie ins Wasser geworfen, oder sie liegt vielleicht noch im Garten.“

Paul war der Mann der raschen Entschlüsse. Er alarmierte die Köchin, das Hausmädchen, den Gärtner und seinen Chauffeur. Ihnen schloß er sich mit Otto Bartels an, der trampfte die viel zu weiten und langen Buren in der Hand halten mußte. Der ganze Garten wurde planmäßig abgesehen, aber man fand nichts. Unterdes benutzte Frau Agathe ausgiebig das Telephon.

Nach dreiviertelstündiger aufregender Suche lehrte man resultatlos nach der Villa zurück.
Am Frühstückstisch fand eine Bestätigung statt.
„Du hast ja eine normale Figur, lieber Otto“, sagte Paul, „wir müssen eine Drochke nehmen, nach einem Garberobergeschäft fahren, und du mußt dir dort eine neue Hofe kaufen.“

„Ich habe keinen Pfennig Geld“, entgegnete Otto, „mein Portemonnaie war ja in der Hofe, und es geht mir ja weniger um den Verlust der Hofe, als um die vierhundert Mark in Gold, die sich in ihrer Tasche befanden.“

„Natürlich stehe ich dir mit Geld zur Verfügung!“ erklärte Paul. Vierhundert Mark in Gold waren in der Hofe? Das ist allerdings ein harter Verlust; die Sache bekommt jetzt einen kriminalistischen Anstrich. Vielleicht hat jemand gewußt, daß du so viel Geld in der Tasche hastest, und die Hofe ist gestohlen worden. Wenn ich nur wüßte, wie.“

Es klingelte draußen, und das Hausmädchen kam mit der Meldung, der Herr Sanitätsrat sei da.
Frau Agathe hatte an den Hausarzt telephoniert, in dem dunklen Gefühl, daß dieser zwar nicht die Hofe herbeischaffen, aber doch feststellen könne, ob der unglückliche Otto Bartels ein Nachtwandler sei.

Dem Sanitätsrat, einem jovialen Herrn, wurde die ganze Geschichte erzählt. Er meinte auch, das sei sehr mysteriös; aber an Schlafwandeln glaube er nicht so leicht. Es sei ihm überhaupt noch niemals ein Mondflüchtiger oder Schlafwandler vorgekommen. Es solle ja allerdings solche Leute geben; aber in seiner Praxis hätte er noch keinen gehabt.

„Möchten Sie unseren Schwager nicht untersuchen?“ fragte verzweifelt Agathe.
„Das hätte wenig Zweck“, meinte der gemüthliche Sanitätsrat; „ich sehe es dem Herrn von außen an, daß er Mensch ist. Seine Nerven scheinen ebenfalls in bester Ordnung zu sein.“

Der Sanitätsrat fühlte mit geübtem Griff einen Augenblick lang den Puls Lilos.
„Irgendwelche Aufregung ist nicht vorhanden. Leute mit normalen Nerven und robuster Gesundheit eignen sich, wie ich glaube, niemals zum Schlafwandeln.“

„Dann werde ich die Kriminalpolizei alarmieren“, erklärte Otto Marschner feierlich und ernst; „denn es ist keine Kleinigkeit, sein Haus zum Tummelplatz wüster Deliktgeschichten zu machen.“
Frau Agathe war außer sich und rief:

Unter keinen Umständen darfst du zur Polizei gehen! Die ganze Sache kommt in die Oefentlichkeit, und wir sind lächerlich gemacht. Schwager Otto kann Einbuße an seinem kaufmännischen Kredit leiden, und ich will es nicht, daß mir hier fremde Menschen in der Villa und im Garten tagelang herumtrampeln und alles in Unordnung bringen, um nach den Spuren von Tälern zu suchen, die vielleicht gar nicht vorhanden sind.“

„Ich muß dieser Sache auf den Grund kommen“, rief Paul, der immer ärgerlicher und tablatier wurde; „ich bin das unsere eigenen Sicher-

heit, ich bin das dem Schwager Otto schuldig, und es handelt sich um vierhundert Mark in Gold. In unserem Hause ist das Gold verloren gegangen, ich bin in gewissem Sinne haft- und erpflchtlich dem Schwager gegenüber.“

Noch einmal begann die Revision des Zimmers. Im Bett, unterm Bett, in sämtlichen Möbelstücken, unter ihnen, auf ihnen, auf dem Schrank, im Kachelofen, auf dem Kachelofen, kurzum in allen Ecken und Winkeln wurde nachgesehen. Nichts, nichts war zu finden; die Hofe war verschwunden.

Noch einmal trat Frau Agathe an das Bett und begann alle Bettstücke auf den Fußboden zu werfen. Das Oberbett, die Kopfkissen flogen heraus, das Keilkissen folgte nach.

Frau Agathe stieß einen Schrei aus: unter dem Keilkissen lag, unregelmäßig zusammengewickelt, ein Weinkelid!

Mit einem Griff nahm es Otto an sich. Er erkannte seine Hofe, allerdings in sehr zerknittertem Zustand. Mit einem sicheren Griff sah er nach der Weinkelidtasche und fand in derselben das Portemonnaie mit seinem goldenen Inhalt.

Kein Wort fiel. Agathe und Paul sahen Otto vorwurfsvoll an, und dieser starrte mit einem verlorenen Blick nach der Wand, als suche er seine Gedanken und Erinnerungen zu sammeln.

„Mir kommt es so vor“, sagte er, „als sei mir gestern Abend, als ich mich ins Bett legte, die Sache unter dem Kopf nicht hoch genug gewesen. Wahrscheinlich habe ich diese Hofe zusammengeknallt und sie unter das Keilkissen gelegt, damit ich mit dem Kopf höher zu liegen kam. Ich habe aber die Sache total vergessen.“

Es gibt nichts Unanständigeres als die Menschen! Nachdem man sich über das Verschwinden der Hofe in nicht zu beschreibender Weise aufgeregt hatte, hätte man sich über ihr Wiederfinden und die Lösung des Geheimnisses eigentlich freuen sollen. Aber das Gegenteil war der Fall. Paul und Agathe ärgerten sich, daß Otto Bartels sie unmißverleibe geängstigt hatte, und Otto ärgerte sich, weil er fühlte, daß Schwager und Schwägerin ihm zürten und daß er sich blamiert hatte. Er zog sein Eigentum an, ging wieder zum Schwager hinunter und empfahl sich mit der Erklärung, er müsse noch ein paar Bekleidungsstücke in der Stadt machen.

Seit dieser Zeit sind die Beziehungen zwischen den Familien Marschner und Bartels etwas gespannt. Und das alles um eine unglückliche Hofe, die in Wirklichkeit gar nicht verschunden war.

Wunderliche Gastereien.

Von seltsamen Gastereien erzählt Malaguzzi Valeri in seinen in der „Lombardia“ veröffentlichten Forschungen über die italienische Küche des 15. und 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1526 gab Malatesta Bagliotti, Generalkapitän der Festungen der Venezianischen Republik, in Crema ein Gastmahl, bei welchem dem Gästen in zwei aufeinanderfolgenden Mahlzeiten 1438 Gerichte vorgesetzt wurden. Nach dem ersten Banquet, das aus 788 Fleischgerichten zusammensetzte, brachten die Diener Wasser zum Händewaschen; dann wurden, nachdem abgedünnt war, die Tische für ein zweites, aus 650 Fastenspeisen bestehendes Essen gedeckt; es gab hierbei die merkwürdigsten Fische und Muscheln, wie man sie noch auf seiner anderen Tafel zu sehen bekommen hatte. Nach dieser gigantischen Schmauserei wurde — es klingt fast wie ein Märchen — stoff gelangt. Es war die Zeit, wo die Erfindungen einer überhitzten, spitz wuchernden Phantasie den guten Geschmack ersuchen mußten. In Venezia wohnte einmal Beatrice d'Este einem ihr zu Ehren im Dogenpalast veranstalteten Essen bei; das Essen bestand aus dreihundert verschiedenen Gegenständen, die sämtlich aus vergoldetem Zuder hergestellt waren“. Ein ebenso eigenartiges Zuderessen wurde später Heinrich III. dargeboten; hier war alles aus Zuder gemacht: das Brot, die Zeller, die Messer, die Gabeln, die Tischlächer, die Servietten; auf dem Tisch standen Zuderuhlglocken, die nach berühmten Kunstwerken gebildet waren. In Bologna brachte man bei der Hochzeit des Annibale Bentivoglio im Jahre 1547 nach den üblichen Bierkühnen und Bögen, die mit ihren Federn und Federn bedeckt waren, schließlich sogar ein lebendiges Schwein auf den Tisch; es grunzte fürchterlich und sprang zuletzt unter einem entlegenen Bequiele mitten unter die Gäste.